



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Below, E.: Bilder aus dem Westen : 3. Beim Kollegen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Stellen gebildet und allmählich durch Zukaufen von Grundstücken vergrößert werden können. Wo aber dieses Land hernehmen? Diese Frage ist auch dem Reichskanzler Caprivi in der letzten großen Agrardebatte einmal entfahren. In Nordamerika ist die Sache etwa hundertundfünfzig Jahre hindurch wirklich so verlaufen. Dort hatte man den Far West, der auch jetzt noch nicht ganz besiedelt ist. Unfre, der Deutschen Blicke, können sich nirgends anders hin richten, als nach dem fernen Osten.



Bilder aus dem Westen

Von E. Below

3. Beim Kollegen



s kostete mich Mühe, das Erstaunen zu verbergen, das mich beim Anblick dieses Gebäudes, beim Eintritt und beim Hinaufsteigen in immer wachsendem Maße ergriffen hatte, als ich nun dem Kollegen vorgestellt wurde und die ersten üblichen Worte mit ihm wechselte; denn ein solches mitten im Straßengewirr und in dem Lärm der Frachtwagen und Bahnklingeln gelegenes ärztliches Etablissement war mir selbst in Newyork nicht vorgekommen. Hier praktizirte nicht ein Arzt, sondern ein halbes Schock Ärzte. Hier hingen von einem Balkon Bruchbänder herab von der Größe des Balkons selbst; dort schlotterten künstliche Gliedmaßen von Riesengröße aus den Fenstern. Die Wände zwischen den Fenstern waren mit Inschriften bedeckt, und jede Fensterscheibe war wieder mit einem andern Doktorschilde aus Glas mit Goldbuchstaben geschmückt. Es schien ein Nest von Ärzten zu sein, dieses Haus.

Unter der Apotheke im Souterrain war eine Bierstube, ein Whiskeysalon und ein Barbiersalon mit den obligaten davor herumlungernenden Gestalten, Deutschen, Iren, Niggers, den Vertretern von Bier, Whiskey und Siefelwische. Drängte man sich an ihnen vorbei und betrat den Hausflur, so las man an jeder Treppenstufe die von zeigenden Händen begleiteten Inschriften, die einen entweder zu dem berühmten elektrischen Arzt mit den elektrischen Gürteln verwiesen, oder oben hinauf zum Homöopathen, oder auch zum „Eklektiker.“ Dabei zog sich quer über die Straße eine Rieseninschrift auf Segeltuch, die von den dreißig neu angekommenen internationalen Ärzten zeugte, die dreißig Tage freie Behandlung gewährten, keine unheilbaren Fälle kannten und keinen ungeheilt entließen. Doch die hausten, Gott sei Dank, in dem gegen-

überliegenden Gebäude. Wie man aus den Fenstern sah, schien drüben ein großer Zudrang von Publikum zu herrschen, während es in dieser Doktorenkaserne hier augenblicklich etwas stiller zuzuging.

Aber, sagen Sie mir, verehrter Herr Kollege, wie können Sie bei diesem entsetzlichen Lärm auf der Straße Herz und Lunge behorchen? fragte ich, als ich neben einem eben frisch gebrauchten Nehlkopfspiegel auf dem Schreibtisch des Kollegen ein Hörrohr stehen sah.

Daran gewöhnt man sich wie der Müller ans Mühlrad, antwortete Dr. Brand, indem er mir eine Cigarre bot, sich mir gegenüber in seinen drehbaren Armstuhl niederließ und sich anschickte, mir noch weitere Auskunft zu geben, denn sein volles Herz drängte ihn augenscheinlich dazu, sich einmal zu einem deutschen Kollegen, der eben aus der alten Heimat kam, über die wunderlichen, neu entstandnen Verhältnisse hier auszusprechen, in die er sich, nach ein paar schwierigen Jahren, glücklich hineingefunden hatte.

Ja, die alte Welt, sagte ich, kommt einem hier in mancher Beziehung recht überlebt vor; dabei deutete ich auf das Gewirr von Schildern mit Anpreisungen, die man durchs Fenster sah.

O, was Sie da sehen, erwiderte er, ist noch lange nicht das schlimmste von geschäftlicher Ausbeuterei im ärztlichen Stande. Das widerlichste ist die geheime Mache, das Agentenwesen, das Faktoren- und Kolportagewesen, das Treiben der von den Ärzten und ärztlichen Firmen ausgeschickten Geschäftsreisenden auf dem flachen Lande, im Umkreise der großen Städte. Sie machen sich keinen Begriff, was ich unter diesem mir ganz fremden Treiben anfangs auszustehen gehabt habe. Ich vermüschte den Kopf, der aus der ärztlichen Kunst zuerst ein Gewerbe gemacht hat, und dachte oft bei mir: wenn doch die Deutschen in der Heimat öfter ihre Blicke nach dem Westen lenken wollten, um hier ihre eigne Zukunft zu sehen! Denn die neue Welt zeigt die Karrikatur der alten, wenn sich die alte überhaupt noch weiterentwickelt.

Nun, daran zweifeln Sie doch nicht, Kollege?

Der reiche Amerikaner, erwiderte er, schickt seine Kinder nach Europa, um sie einen Blick in die abgelebte, wenn auch noch immer schwach lebensfähige Vergangenheit thun zu lassen, ehe sie sich in den Strudel dieses sinnbetäubenden Erfolgshäschens hineinstürzen, aus dem sie vielleicht nie wieder recht zu sich kommen. So abgethan ist in den Augen der reichen Amerikaner die alte Welt. In meinen Augen freilich noch nicht ganz so; der neue geistige Antrieb kommt doch immer von drüben, hier wird er nur durch die Technik ausgebeutet. Aber wenn man des Geschäfts halber so untertauchen muß in den Strudel der ausbeuterischen Gesellschaft, dann schwindelt es einem oft, und man fürchtet, das bißchen Halt an dem herübergebrachten alten Idealismus zu verlieren. Wenn Sie hören werden, wie es mir hier zuerst gegangen ist, werden Sie das, was Ihnen jetzt vielleicht übertrieben scheint, begreiflich finden.

Er erzählte mir nun die Leidensgeschichte seiner ersten Praxisjahre in Kansas City. Während der Erzählung wurde er mehrfach unterbrochen durch Leute, die, ohne anzuklopfen, eintraten und nach verschiedenen Ärzten, Elektrikern, Homöopathen und Mind-Cure-Doctors*) fragten. Er ließ sich durch alles das nicht ein einziges mal aus seiner Gemütsruhe bringen, sondern wies jeden einzelnen mit der weltmännischen Liebenswürdigkeit, die ihm zur zweiten Natur geworden zu sein schien, zu Dr. X, Y, Z, hinauf in den vierten, fünften, sechsten Stock, wo der betreffende Charlatan sein Office hatte.

Dr. Brand war der angesehenste von den vier in der Stadt praktizierenden deutschen Ärzten. Bei der Niederlassung hatte er nur sein Doktorschild zu befestigen brauchen, keine Behörde behelligte ihn, nicht einmal mit Steuerzahlen wurde er belästigt. Er hatte ausgezeichnete Zeugnisse, und sein Name hatte einen gewissen Klang in der wissenschaftlichen Welt, aber darnach fragte weder das Publikum noch die Kollegen, denen er sich bei seiner Niederlassung vorgestellt hatte.

Als kurz nach seiner Ankunft eine Stelle im deutschen Krankenhaus frei wurde, glaubte er sicher, als deutscher Arzt von gutem Ruf von seinen Landsleuten berücksichtigt zu werden und auf diese Weise in der Praxis Fuß fassen zu können, denn bis dahin hatte sich noch kein Mensch bei ihm sehen lassen. Aber nach den Statuten wurde ihm ein junger Amerikaner vorgezogen, weil dieser schon zwei Jahre Mitglied des ärztlichen Vereins war.

Wovon sollte er sich nun aber die ersten beiden Jahre mit Frau und Kind ernähren? Wie machten es denn die andern während der ersten zwei Jahre Wartezeit?

Auf drei verschiedene Weisen konnte das bewerkstelligt werden. Dazu war aber nötig, daß man nicht nur seinen äußern, sondern auch seinen innern Menschen preisgab. Das thut selbst der Kaufmann für ein gewinnbringendes Geschäft nicht gern, geschweige denn der Gelehrte.

Die drei Wege zum Glück aber heißen: Politik, Kirche und Reklame-schwindel.

Wer einflußreiche Vettern hat, läßt sich durch deren Politik in eine der öffentlichen Polizeiarztstellen hineinbringen. Wer keine hat, versucht es mit dem Sekten- und Temperenzlerwesen, das alle amerikanischen Verhältnisse so beherrscht, daß durch seine Pforten überall Eingang zu finden ist.

Man kann in Amerika kaum über eine größere Verkehrsstraße einer mittlern oder größern Stadt gehen, ohne daß man geschäftig hin- und hereilenden schwarzgekleideten, zugeknöpften Herren begegnete, die eben dabei sind, als Ushers (Festordner) das Publikum zu einer Missionsversammlung, einem Kirchenpicnik oder einem Spelling-Match (Buchstabierfest) in ein Lokal zu

*) Eigentlich Geistes-Kur-Arzt; gemeint sind Leute, die besprechen, hypnotisiren u. s. w.

bitten, wo dann jedem, der sein Scherflein für die Zwecke der betreffenden Sekte erlegt, sofort Sitz und Stimme angeboten wird — natürlich unter der Voraussetzung, daß er demnächst seinen Beitritt erklären werde. Die blaffen geistlichen Herren veranstalten alle möglichen Feste, Erdbeerfeste, Limonadenpicknicks, Camp-Meetings u. s. w. Wer kommt, steht unter ihrer Protektion und wird den betreffenden Kreisen sofort aufs wärmste empfohlen, ähnlich wie bei den zahlreichen geheimen Orden, nur mit dem Unterschiede, daß diese statt der kirchlichen weltliche Formeln und Ausdrücke gebrauchen.

Die Temperenzerei, die nichts weiter ist als eine verkappte politische Wühlerei gegen das immer mehr überwiegende deutsche Arbeitertum (keine deutsche Arbeit ohne Bier!), das Wasseraposteltum, hat Hand in Hand mit dem Bostoner Missionswesen so um sich gegriffen und eine solche Macht gewonnen, daß mit Hilfe der von den Bostoner Blaustrümpfen gesammelten Fonds ein wohlgeleitetes Heer über die sämtlichen zweiundvierzig Staaten verteilt ist, das zusammen mit den Methodisten und der Heilsarmee dahin arbeitet, alles gesellschaftliche Leben, wo es sich auch entwickelt, zu kontrolliren, kurz einen Einfluß ähnlich dem römischen anstrebt.

Wer es nun als junger Arzt über sich gewinnen kann, sich unter der Maske des schwarzen Temperenzjägers Eingang zu verschaffen, wer die damit verbundene Heuchelei nicht scheut, der ist bald überall Hahn im Korbe. Solche Leute werden dann bald Kirchenvorstände, trösten Witwen und Waisen und helfen dem Pastor in seiner Gemeinde sein Ansehen befestigen, und dafür bekommen sie Kundschafft. Solch ein Arzt lacht dann die Kollegen aus, die auf ihrem Office vor langer Weile Grillen fangen.

Während mir das der Kollege schilderte, war ein Herr mit hohem Cylinder, den man etwa für einen Weinreisenden halten konnte, ein paarmal an der halb geöffneten Thür vorbeigegangen, nachdem er im Nebenzimmer beim Ohrenspezialisten eine kurze, laute, erregte Unterhaltung gehabt haben mußte, denn er wischte sich mehrmals den Schweiß von der Stirn und pustete vor sich hin: Keine Geschäftsmanier! No business!

Wenn man nur den Teufel an die Wand malt, so ist er auch schon da, sagte Dr. Brand. Eben wollte ich Ihnen den Agenten schildern, wie er uns hier überläuft mit seinen Geschäftsvermittlungen und seinen Bitten um Aufträge, da sehe ich ihn schon in höchst eigner Person. Er wird gleich erscheinen. Mr. Clark, do you want me?

Auf diese in verbindlichem Ton zur Thür hinaus gesprochenen Worte entlud sich ein Ungewitter von einem Geschäftsanpreisungswortschwall, der seines gleichen suchte.

Mit der heitersten Miene kam der Unhold zur Thür herein, stellte seinen Cylinderhut auf den Tisch und machte sich in dem Schaukelstuhl so bequem, daß ich jeden Augenblick erwartete, er würde auch noch seinen Rock ausziehen.

Diesmal haben Sie die beste Gelegenheit, Ihre Praxis auszudehnen, begann er. Diesmal sagen Sie nicht nein, wie sonst immer. So werden Sie nie eine ordentliche Kundschaft bekommen. Da habe ich dem Bandagisten oben fünfundzwanzig neue Kunden besorgt, Kinder vom Lande mit Klumpfüßen, mit Brüchen; was weiß ich, alles muß zu ihm, und wenn Sie wollen, verschafft er Ihnen wieder mindestens ein halbes Duzend davon zur Weiterbehandlung. Kompagniegeschäft! Aber es ist auch nicht jedermanns Sache, die Leute in den Landstädtchen aufzutreiben. Man muß wissen, wies gemacht wird. Kommt ein anderer hin, so sieht es wohl aus, als ob es gar nichts für einen in dem Neste zu thun gäbe. Mich aber kennen sie schon von früher, wie ich noch mit den zwölf Doktoren zusammenreiste, auch als Doktor. Ich heiße dort nur „der Doktor.“ Als wir in Kompagnie reisten und den Leuten Patentmedizinen aufschwagten, da machten wir sogar Operationen; wenn es nichts nützte, so schadete es doch auch nicht viel, und Geld hats gekostet, so viel, daß sie noch lange an uns dachten. Darum mußte es doch auch was wert sein. Denn das gestehen sie sich nicht ein, daß sie so dumm gewesen sind, ihr Geld für reinen Unsinn zum Fenster hinaus zu werfen. So wirds gemacht! Nun habe ich jedesmal, wenn ich von Argentine oder von Sedalia komme, Kunden für die berühmten Zwölf an allen Fingern, und ich bin erbötig, auch Ihnen, wiewohl Sie noch kein Spezialist sind, Kunden zuzuführen, aber Sie müssen sich schnell mit Ihren Aufträgen entschließen, denn übermorgen geht es schon wieder auf die Reise. Ich kann mich hier nicht länger aufhalten. Zeit ist Geld.

Dabei machte er aber keine Miene, uns von seiner Gegenwart zu befreien, wie wir bei den letzten Worten gehofft hatten, sondern stopfte sich gemächlich einen neuen Prim zwischen Zähne und Backen, und indem er eine Liste aus der Brusttasche zog, zeigte er uns, welche Tour er diesmal zu machen und wo er für den Chirurgen chirurgische Fälle, für den Nervenspezialisten Epileptiker und Hysterische, für den Augenarzt Staare und für den Ohren- und Rachenarzt Polypen aufzutreiben gedächte.

Als ihm aber Kollege Brand deutlich machte, daß er leider keine Aufträge für ihn habe, da er sich überhaupt auf derartige Sachen nicht einlasse, so hieß es: Dann können Sie hier nie Geschäfte machen. Nur so, durch Agenten, treiben sich die Doktorgesellschaften ihr Publikum zusammen, wie Sie es seit vierzehn Tagen hier gegenüber sehen. Solch einer Gesellschaft hätten Sie sich schon längst anschließen sollen, wenn Sie nicht für sich allein einen Geschäftsreisenden anstellen wollen. Diese Gesellschaften haben eine Zukunft. Wie manche Universität ist schon aus solchen ärztlichen Kompagniegeschäften hervorgegangen, die jetzt, über jede Konkurrenz erhaben, alljährlich neue Ärzte ernennt und Doktordiplome ausstellt! Jedenfalls überlegen Sie sich die Sache noch einmal, ehe Sie mich mit ganz negativem Bescheid entlassen; denn wenn Sie auch vielleicht augenblicklich meine Hilfe nicht nötig zu haben glauben,

könnte sie Ihnen doch binnen kurzem erwünscht sein, wenn der deutsche Pastor seine medizinischen Studien beendet haben und sich als Ihr Konkurrent hier niederlassen wird.

Dr. Brand lachte und fragte ungläubig: Der Pastor Fischer?

Natürlich, wer sonst? Er hat sich vor drei Semestern unter der Hand zum medizinischen Studium gemeldet und ist jetzt so gut wie fertig damit.

Grüßen Sie ihn, und ich wünsche ihm gute Verriehung! rief Dr. Brand dem Abgehenden nach.

Der kam wie gerufen, sagte der Kollege, als der Agent zur Thür hinaus war, Sie hätten kein besseres Beispiel dafür sehen können, wie es in der dritten Kategorie gemacht wird.

Nun, und was blieb Ihnen denn für die ersten zwei Jahre übrig, um sich durchzuhelfen, wenn ich so geradezu fragen darf?

Was so nebenbei abfällt, erwiderte er.

Aber da waren doch in Newyork, wenigstens vor zwanzig Jahren, für den Arzt die Verhältnisse günstiger, und so dachte ich mir es auch hier im Westen. Die zahlreichen deutschen Ärzte hatten dort eine Vereinigung zu geistiger Anregung und gegenseitiger Aushilfe. Die wissenschaftlichen Abende dort werden mir unvergeßlich bleiben, dazu die Hilfe, die die Apotheke und das Hospital der Deutschen dem Praktiker gewährte, und der Rat, der einem sofort bei jeder sich zeigenden Vakanz zu teil wurde.

Davon haben Sie hier das Gegenteil, erwiderte Dr. Brand: Kollegialität, die über Brotneid erhaben wäre, und wissenschaftliches Interesse, das über die Konkurrenzinteressen hinaushöbe, sind hier nicht zu finden, denn der Kampf ums Dasein ist hier im Westen verschärft, auf die Spitze getrieben. Übrigens fällt für den, der sich mit der nötigen Geduld zu wappnen weiß und den Liebhabereien seiner Landsleute etwas entgegenkommt, immer etwas ab. Der Deutsche singt, turnt, tanzt, trinkt, schießt, kegelt und bildet für das alles Vereine, und solchen Vereinen anzugehören, hat mich nicht so viel Selbstverleugnung gekostet, als die geheime Ordenswirtschaft, mit der sie einen hier sofort umgarnen, wenn sie merken, daß man noch frei ist. Wie oft wurde ich gefragt: Gehören Sie denn nicht zu den Haru-garis? zu den Druidenpriestern? zu den Pythiasrittern? Da müssen Sie beitreten, Doktor, wenn Sie Pragis haben wollen, mindestens zu den Odd-Fellows und Massons. Dann erwiderte ich: Da müßte ich sehr viel überflüssiges Geld haben, und wer wechselt denn sein Ich wie einen Schlangenbalg? Ich bleibe deutscher Arzt, deutscher Akademiker, die Philister sollen mich nicht unterkriegen; höchstens trete ich einem unsrer deutschen Vereine bei. Und dabei blieb es.

Und damit ging es auch? fragte ich einigermaßen gespannt.

Wie Sie sehen und sich selbst überzeugen können, wenigstens nach und nach so ganz erträglich.

Während wir das Office verließen, um in den unten wartenden Buggy zu steigen, setzte sich unsre Unterhaltung über das angeschlagne Thema fort, und ich erfuhr zu meinem Erstaunen, daß hier jeder, Arzt oder Kaufmann, was er auch sei, zu mehreren weltlichen und kirchlichen Gemeinschaften gehöre, einige sogar zu mehreren einander gegenüberstehenden. Ja es kommt sogar vor, daß sich ein spekulativer Yankee, der es besonders gut zu machen meint, gleich auf einmal in mehreren Kirchen „einkauft.“ So kam neulich, erzählte der Kollege, einer freudestrahlend mit zwei Kirchenstuhlbillets nach Hause und legte sie seiner Frau auf den Tisch mit den Worten: Da ist ein Pew für die katholische und hier einer für die presbyterianische Kirche. Als die Frau etwas betreten war und nicht wußte, was für ein Gesicht sie zu dieser Überraschung machen sollte, meinte er, Geschäft sei Geschäft, katholisch oder protestantisch, das sei ganz gleich, Geschäft sei beides, und für sein Geschäft sei es das beste, er gehöre zu beiden, dann kämen ihm die Kunden von beiden Kirchen. Wie es endete, weiß ich nicht. Prinzipiell wird man sich wohl dagegen verwahrt, die eingezahlten Gelder ihm aber schwerlich zurückgegeben haben. Übrigens ist es hier mit den Gegenständen geheimer und öffentlicher, weltlicher und kirchlicher Orden und Gemeinschaften nicht so etwas großes, wie Sie vielleicht mit Ihren deutschen und europäischen Anschauungen meinen. Das Unmoralische, zu zwei einander widersprechenden oder gar sich befehdenden Gemeinschaften zu gehören, schrumpft sehr zusammen, wenn man bedenkt, daß schließlich bei der Gründung aller das Geschäft das Maßgebende war.

Dr. Brand wurde unterbrochen durch die Kapriolen des Pferdes bei dem Trommel- und Trompetenlärm einer großen Prozession mit vielen Fahnen und Bannern. Es war ein Festzug einer der vielen kirchlichen Kongregationen, dem sich die Fahnen einiger Gewerke und auch einiger geheimen Orden angeschlossen hatten.

Das geht dir gegen den Strich! rief er, indem er das Pferd leicht mit der Peitsche berührte, an diesen Unsinn solltest du dich doch endlich gewöhnt haben. Dann schossen wir wieder dahin durch die frische Winterluft die rechts und links mit Willen geschmückte Straße entlang auf das deutsche Hospital zu, das rechts auf einer Höhe schon von weitem sichtbar war.

So bereit übrigens der Amerikaner ist, fuhr der Kollege fort, in alle möglichen derartigen Korporationen einzutreten, weil sie ihm Geld bringen können, so wenig bereit ist er, einen Cent auszugeben für kirchliche Gebräuche. Im Anfange meiner Praxis fragte ich einmal, wann denn das Kind, das ich behandelt hatte, getauft werden solle. Die Mutter — es war eine Amerikanerin, deren Mann Ingenieur war, und die zu den gebildeten und bemittelteren Leuten gehörte — sah mich erstaunt an und sagte: Aber Doktor, wer läßt denn heute noch seine Kinder taufen? — Ich glaubte, alle thäten

es. — Es fällt keinem vernünftigen Menschen mehr ein, sagte sie. — Sie sollten es aber doch thun, erwiderte ich. Wissen Sie, was sie mir antwortete? Dadurch wird doch das Kind um nichts reicher!

Damit waren wir vor der Terrassentreppe des Hospitals angelangt, und der Doktor befestigte, nachdem wir ausgestiegen waren, sein Pferd durch ein Metallgewicht, das im Buggy gelegen hatte, und das er nun mit einer Kette an das Gebiß des Pferdes hakte, sodaß das am Boden liegende Gewicht bei jeder stärkern Bewegung den Pferdekopf leicht niederzog. Diese praktische Einrichtung erspart hier allgemein Kutscher und Pferdejungen. Daß Gefährte gestohlen werden, kommt hier eben so selten vor, wie daß etwa die des Nachts auf den Verandas stehenden Milchkannen, worin oft ein Dollar und mehr für schulbige Milch liegt, gestohlen würden. Der Milchmann kommt morgens zeitig, steckt sein Geld für die vergangne Woche ein, macht einen Strich in seinem Buch und füllt wieder die Kanne. So geschieht es auch mit Fleischwaren, Gemüse, Brot, Eiern u. s. w. Ein armer Teufel, der etwa arbeitslos herumstreicht, sagt sich, wenn er in Versuchung kommen sollte: Finde ich morgen Arbeit, so habe ich drei bis vier Dollar für den Tag, was soll ich mich da wegen eines Diebstahls von einem Dollar aus der Stadt jagen lassen? Seinen Hunger kann er von den fünf Cents, die er etwa noch hat, in der ersten besten Stehbierstube stillen von der Wurst, den Radieschen und den Butterbrotten, die er für sein bezahltes Glas Bier überall frei hat. Darum kann ich auch mein Pferd hier ruhig und getrost stehen lassen, sagte der Kollege. Der Amerikaner hat viel zu viel Selbstgefühl, als daß er sich auf kleine Diebstähle einlasse. Und der Diebstahl eines solchen Geschirrs wäre für einen hiesigen Ländstreicher schon etwas zu miserables.

Wir traten in das Haus, wo uns eine Diakonissin in saubrer schwarzer und weißer Amtstracht empfing und in das ärztliche Sprechzimmer geleitete. Ihr frisches und dabei feines Gesicht leuchtete wie Milch und Blut aus der tadellos saubern Haube hervor — ein Gesichtchen zum Küssen. Was diese „Braut Christi“ wohl zur Weltentsagung getrieben haben mochte? Denn daß es nicht eine protestantische Diakonissin, sondern eine katholische Schwester war, ging aus dem Rosenkranz und den Kreuzfixen, womit sie behängt war, hervor.

Sie kannte die Wünsche und Gewohnheiten der hier verkehrenden Ärzte, ging an einen kleinen Wandschrank, auf dem sich ebenfalls ein Kreuzifix befand, öffnete ihn und stellte zwei Spitzgläschen und eine medizinisch aussehende Flasche mit der Aufschrift Spiritus frumenti auf den Tisch. Dann entfernte sie sich, um den Morgenbesuch des Arztes in den verschiedenen Zimmern anzumelden.

Daß dieses zarte Gesichtchen zu dem letzten Dynamitattentat hier in Beziehung stehen soll, werden Sie wohl kaum glauben, sagte Dr. Brand, noch

weniger, daß sie angeklagt war, die Bombe, womit die junge Frau ihres Verführers getötet wurde, selbst in der Dunkelheit in die Veranda hingelegt zu haben. Das Geld des verwitweten, aber vor weitem Enthüllungen besorgten Verführers mußte das weitere Verfahren niederschlagen, und da bei dem Millionär die Dollars unerschöpflich sind, hat eine religiöse Genossenschaft die verfolgte Unschuld einstweilen in ihren Schutz genommen und nimmt dazu aus lauter christlicher Milde, wie man munkelt, von Zeit zu Zeit auch noch weitere Schweigegelder bereitwilligst an.

Ist das Brauch bei den jungen Amerikanerinnen, daß sie sich, wenn sie verführt worden sind, mit Dynamitbomben rächen? fragte ich, als wir durch die mit allen Vervollkommnungen des modernsten Komforts ausgestatteten Krankensäle schritten, wobei uns Schwester Magdalena im Frauensaal voranging.

Ich wüßte keine andre Frau, die das so geschickt und prompt besorgte, wie die Amerikanerin, erwiderte er.

Während wir die Hospitaleinrichtungen in Küche und Waschraum, Operations- und Sektionszimmer in Augenschein nahmen, die sich den Einrichtungen in jedem Berliner Hospital an die Seite stellen können, erfuhr ich, daß dieses Mädchen als amerikanische Lehrerin mit einem deutschen Apotheker sich zu verheiraten im Begriff gewesen war, den sie hier im deutschen Hospital hatte kennen lernen, und der, nachdem er durch Geschäftsunglück sein Vermögen verloren hatte, im Sonnenschein dieser jungen Liebe wieder frisch von vorn anzufangen den Mut hatte. Da wurde sie auf ein Jahr von einer reichen Familie als Erzieherin gewünscht. Sie nahm das an, um ihren eignen Hausstand nicht ganz mittellos zu beginnen. Da verliebte sich der schon mit einer Millionärserin versprochne Sohn des Hauses in sie. Als sie sich betrogen sah und er sich verheiratete, geschah das Dynamitattentat. Es folgte dann ein langer Prozeß, der schließlich gütlich beigelegt wurde, da nichts bewiesen werden konnte.

Und der Apotheker?

War dem Wahnsinn nahe, der arme Kerl. Er hatte hier im Hospital einen so hübschen Anfang gemacht. Nun hat er sich draußen irgendwo in die Einsamkeit zurückgezogen, zwischen Felsen und Klüfte, wo er Kräuter sammelt, Schlangen austopft und eine heiße Quelle entdeckt hat, die er behütet. Er will nichts mehr von der Welt sehen, aber er liebt das Mädchen noch, und ich glaube fast, sie ihn auch.

Als wir wieder in das Arztzimmer traten, fand Dr. Brand dort eine Sendung des Kräutersammlers vor. Dieser hatte sie, während wir oben waren, abgeliefert.

Der Ärmste! sagte lächelnd Dr. Brand, es treibt ihn noch immer hierher, nur um einen Blick zu erhaschen, trotz allem, was vorgekommen ist! Ich fürchte, das nimmt für beide Teile kein gutes Ende.

Schwester Magdalena konnte bei einem flüchtigen Blick auf die abgelieferten Pakete eine gewisse Unruhe nicht verbergen; sie war ans Fenster getreten, wohl um dem Überbringer nachzublicken.

Sedenfalls eine seltsame barmherzige Schwester, dachte ich bei mir, als wir wieder in den Wagen gestiegen waren, und ich noch einmal die weißen Bänder der Nonnenhaube am offenen Fenster flattern sah.

Der Mann, von dem wir gesprochen hatten, ging langsamen Schrittes, den Kopf geneigt, vor uns her. Bald hatte ihn unser Buggy erreicht. Bei flüchtigem Gruße sah ich in ein interessantes Gesicht, das augenscheinlich einem Menschen gehörte, der viel erlebt, viel gedacht und viel gehofft, den aber trotzdem das Schicksal noch nicht zum gebückten Menschen gemacht hatte. Ich hätte ihn gern näher kennen gelernt.

Wenn Sie einmal hinausfahren, sich die Leuchtgasquellen anzusehen, sagte der Kollege, indem er nach dem Höhenzuge drüben deutete, haben Sie vielleicht Gelegenheit, einen Blick in dieses Gemüt zu thun! Wie der Gaul wieder scheut!

Ein leichter Peitschenschlag brachte das Pferd wieder zur Ordnung und an dem Bierwagen, vor dem es sich fürchtete, vorbei.

Wie viel Pferde müssen Sie sich als Arzt hier halten?

Eins genügt, und das wird mir für fünfundzwanzig Dollar monatlich jeden Morgen aus dem Leihstall gepuzt, gefüttert und angeschirrt samt dem Buggy durch einen Pferdejungen entgegengeschickt. Es ist billiger so und macht weniger Ärger, als wenn man sich selbst Futter, Stallung und Bedienung hält, wie ich es anfangs that. Man ist oft ohne Kutscher, dann muß man für einen oder zwei Tage das Pferd selber besorgen, und Stallgeruch paßt nicht zur Praxis. Das ist übrigens ein Mißgeschick, unter dem bei den hiesigen Dienstbotenverhältnissen sogar Millionäre manchmal zu leiden haben.

Giebt es auch Ärzte, die ihre Pferde immer selber besorgen?

Viele, noch dazu sehr anständige. Sie haben ihre Stallpantoffeln, ihren Stallrock und gehen, so wie sie vom Wagen steigen, an die Stallarbeit; wenn sie Söhne haben, lassen sie sich von denen dabei helfen. Ich kenne sogar einen, dem seine heranwachsende Tochter, ein allerliebster Backfisch, dabei hilft, und draußen spielt sie die feinste Lady.

Aber bei der Menge von Straßenbahnen sollte man doch meinen, daß sich fast alles in der Praxis ohne Geschirr abmachen ließe?

Nein, trotz der sogenannten Transfer-Tickets, der Übertragungsbillets, kommt das bei guter Praxis teurer zu stehen als eignes Geschirr und ist auch zeitraubender. Die wohlhabendern Leute, die nicht gern wegen der Dienstbotenschwierigkeiten den Sport des Kutschenfahrens entbehren wollen, sind deshalb schon auf ganz besondere Ideen verfallen: mehrere Familien steuern zu einer Art von Aktienunternehmen bei, das immer für die betreffende Dienst-

botenklasse, hier also für Kutscher, Sorge trägt, sodaß immer genügende Kräfte vorhanden sind. Diese Familien bilden dann eine Art Sportklub, der gemeinschaftliche Ausfahrten und Picknicks veranstaltet in großen und kleinen Wagen, die dem Klub gehören, über die aber auch jeder einzelne Verfügungsrecht hat. So giebt es auch gemeinsame Waschküchen und Restaurationen. Die Familien, die zu den Klubs gehören, können sich im Fall eines Dienstbotenmangels Kutscher, Köchin oder Waschfrau nach Bedarf auf einige Tage in ihr Haus bestellen.

Das sind ja Einrichtungen ganz im Sinne des Zukunftsstaats von Bellamy, warf ich ein.

Sie sind auch vom Nationalklub ins Leben gerufen worden; der macht sich zur Aufgabe, die Bellamysche Idee zur Grundlage der gesellschaftlichen Neubildung der neuen Welt zu machen. Sie wollen ja morgen, fuhr der Kollege fort, nachdem er die Zügel dem vor seinem Wohnhause wartenden Negerjungen übergeben hatte, die Schlachthäuser besuchen. Sie werden auch da ähnliche Bestrebungen sehen, nämlich Aktienunternehmen, die das Schlachten so gut und billig besorgen, daß es keiner Familie mehr einfällt, im Hause zu schlachten. Unser ganzes Arbeiterpersonal wird nach und nach aufgesogen von diesen großen Instituten, daher der Mangel an Dienstboten, von dem Ihnen meine Frau ein Lied singen könnte, wenn Sie uns mit Ihrem Besuch ehren wollen.

Aber ich störe jetzt!

Freilich stören Sie jetzt, aber gerade darum werden Sie am meisten das gewahr werden, woraus man in einer deutschen Haushaltung noch ein Hehl macht, was man aber hier gar nicht mehr zu vertuschen sich bemüht.

Run, auf Ihre Verantwortung hin, Herr Kollege! Damit traten wir ein.

Es war ein niedliches Cottage mit Vorgärtchen, Veranda, Holzschnitzwerk an dem säulengetragenen Vordach, alles gelbbraun bemalt. Das Häuschen lag etwas abseits von dem Gewühl, wo die Straße einmündete, und bot eine hübsche Fernsicht über die welligen Vorstädte mit ihrem bunten architektonischen Durcheinander, das zwischen Gärten und freien, noch brachliegenden Plätzen zerstreut war, auf denen hie und da noch hohe, alte Eichen, Überbleibsel des Urwaldes, zwischen Gestrüpp und Steinbrüchen hervorrugten.

Daß du nicht erschrickst, Frau, der Gast, den ich mitbringe, ist ein Kollege, der von Deutschland besonders zu dem Zwecke herüber gekommen ist, hinter die Kulissen einer deutsch-amerikanischen Haushaltung zu sehen. Also keine konventionellen Lügen!

Mit diesen Worten lief Dr. Brand die Treppe zum Kellergeschloß hinunter, wo die Küche war, während ich es mir oben in seinem Empfangszimmer bequem machte und seine anatomischen Abbildungen in Buntdruck bewunderte, die in

Boston und Philadelphia sehr geschickt, zu verhältnismäßig billigeren Preisen als in Europa, hergestellt werden.

In der jungen Frau des Kollegen lernte ich die sehr liebenswürdige und rührige Tochter eines Hamburger Arztes kennen, die sich seit sechs Jahren hier im Westen allmählich eingewöhnt hatte in den deutsch-amerikanischen Haushalt und in das ewige Weh und Ach der immer noch ungelösten Diensthotsfrage. Wir plauderten bei Tisch, obwohl sie darum gebeten hatte, von diesem hier so geläufigen Gesprächsstoff abzusehen, über die Kunst, alle Wochen, mindestens alle Monate, manchmal auch alle Tage mit dem Dienstpersonal zu wechseln, von den Leuten betrogen oder böswillig verlassen zu werden, und doch dabei sein Haus in Ordnung zu halten und die gute Laune nicht zu verlieren.

Wie ich sehe, stehen da Mendelssohns Lieder aufgeschlagen auf dem Klavier, daneben steht das Kinderstühlchen, und mit Hilfe des Aufzugs befördern Sie eigenhändig die Gerichte aus der Küche in die Eßstube, weil gerade wieder einmal das Mädchen fortgelaufen ist — das ist mehr, als man von einer deutschen Hausfrau erwarten darf. Aufrichtig: ich bewundere Sie!

Sa, wenn ich auch noch das Klavierspielen eingehen ließe, erwiderte sie, dann würde mir um meinen Humor hange! Sie müssen aber auch die vielen Erleichterungen in Betracht ziehen, die die amerikanische Hausfrau vor der deutschen voraus hat. Unsere kleinen tragbaren Petroleumöfen und die neuen Gasolinöfen, die wie eine Nähmaschine aussehen, und in denen man sofort ein starkes Feuer fertig hat, die Aufzüge im Hause, namentlich zwischen Küche und Eßzimmer, die Luftheizung, die praktischen Wascheinrichtungen, das alles sind Sachen, die allein schon ein oder zwei Dienstmädchen ersetzen können. Fühlen Sie meine Hände an, ob sie weich sind. Nicht wahr, sie könnten mit den Händen jeder deutschen Salondame wetteifern, und doch thun sie alles selber, das danken wir unsern praktischen Neuerungen. Ich stecke selbst die Wäsche, wenn ich nicht einmal ein Stück den Chinesen übergeben will, an die Wäschleine, die hier am Fenster über die Rolle läuft und dort am Rußbaum über eine andre Rolle, ich kann sie ohne Leiter und Stützen befestigen. Hier die Röhren unter dem Fensterbrett sind meine Stubenheizung, die die Stadt liefert, die Waschvorrichtungen im Keller ersparen mir Hausmädchen und Waschfrau, und die elektrische Klingel vor der Hausthür den Portier, da Milchmann, Bäcker, Fleischer und Grünhändler alles stillschweigend auf der Veranda abliefern je nach dem Bestellzettel oder dem Geldstück, das sie vorfinden. Sa ich behaupte sogar, manche deutsche Hausfrau geht leichter in ihren kleinen Alltagsorgen und Alltagsverrichtungen unter, trotz billigerer Diensthots, als wir Deutschamerikanerinnen, wenn wir uns erst einmal in dieses Getriebe eingewöhnt haben, und vorausgesetzt natürlich, daß wir uns ein bißchen Lust und Liebe für etwas Höheres bewahren.

Sch gestand der kleinen, hübschen Frau, daß sie mir bei all meiner Be-

wunderung ihres Haushalts doch nur eine rühmliche, seltne Ausnahme zu sein scheine.

Kommen Sie nur öfter, sagte Dr. Brand beim Abschied, Sie werden sehen, daß Geschwindigkeit auch in Amerika keine Hexerei ist, daß in einem Lande, wo es heißt: Time is money, praktischer Neuerungsstimm einem über vieles Veraltete hinweghilft, und daß wir Wilden auch Menschen sind.

Bessere Menschen, berichtigte ich, denn sie gründen eine neue Art von Zivilisation in einer neuen Welt, ohne auf etwas Altem zu fußen, was sie vorgefunden hätten.

Das ist ja, was die Sache erleichtert und zugleich steigert, setzte der Doktor hinzu, in dem er mich hinausbegleitete; für solche Straßen, wie wir sie haben, so breit, so schön, für solche Bahnnetze, solche Parkanlagen ist in dem alten Europa gar kein Platz mehr.

Und für solch einen neuen Gesellschaftsaufbau erst recht nicht.

Damit trennten wir uns.



Jolanthes Hochzeit



Jolanthe — wundervoller Name! Der Name gefällt mir „großartig.“ Wo in aller Welt habe ich ihn schon einmal gehört? Ah, ich hab's. In meiner Erinnerung taucht eine farbenprächtige Szene auf, ein weites Feld, auf dem die Fahnen lustig im Winde flattern, Tribünen, Zuschauer, Equipagen, edle Renner, Vollblut, Halbblut. Es war eines Nachmittags im vorigen Sommer, ich befand mich wie immer auf dem Sattelplatz am Totalisator, und Jolanthe hieß eines der „genannten“ Pferde im Besitz des Herrn von N., des bekannten Sportsman, das von dem Leutnant von S., dem berühmten Herrenreiter, geritten wurde. Mein Freund Meyer, der alle Sockeys kennt, hatte wieder das „riesige“ Glück, auf diesen Gaul zu setzen und zu gewinnen, während ich mein gewöhnliches Pech hatte. Der Name Jolanthe fiel mir damals auf, sie stammte, wenn ich mich recht erinnere, von dem Probepfeil aus der Cyprienne, und sie trug an jenem Tage den ersten Preis davon, den ein großes Privatgestüt gestiftet hatte.

Aber wohin gerate ich? Es ist rein zum Lachen, daß man so zerstreut sein kann. Ich bin ja nicht auf dem Sattelplatz, sondern ich sitze hier in unsrer Theaterloge, und was ich in der Hand habe, ist kein Rennprogramm,